
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 281. Bromberg, den 12. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(2. Fortsetzung.)

3. Der Bote der Pehuenchen.

Fast unwillkürlich machten die Offiziere dem jungen indianischen Krieger, der so zuversichtlich mitten zwischen sie hintrat, Platz. Allumapu überflog mit forschenden Blicken den Kreis, um den obersten Häuptling aus der Menge herauszufinden. Das aber schien nicht so leicht; denn mit den einzelnen Abzeichen nicht vertraut, und dadurch irre geführt, daß die südamerikanischen Soldaten eine wahre Leidenschaft für goldene Borten, Litzen und Schnüre haben, sah er unschlüssig von einem zum andern und erwartete endlich selbst eine Anrede. Dadurch mußte sich der Kazike dieses Trupps am besten kenntlich machen; denn niemand anders in seinem Stamm hätte es wagen dürfen, einen Fremden anzureden, sobald der oberste Häuptling gegenwärtig war.

Die Weißen hatten freilich andere Sitten und Gebräuche. Wie er noch dastand, den Myrtenbusch in der rechten Hand, die linke auf die Hüfte gestemmt und den Kopf erhoben, übernahm ein junges, noch ziemlich unreifes Bürschchen in Offiziersuniform und mit goldenen Epauletten ganz unbefangen die erste Frage und rief, dem Indianer entgegen tretend:

„Caramba, Sennor, wer seid Ihr, und wo kommt Ihr her, daß Ihr Euch so mir nichts dir nichts mitten in unsern Kreis drängt und den Tanz stört? Was wollt Ihr?"

„Bist du der Kazike dieser bärtigen Männer?" erwiderte Allumapu mit unverkennbarer Überraschung im Ton. „Sprichst du für die übrigen?"

Die Frage, in ziemlich gutem, wenn auch gebrochenem Spanisch gestellt, war allen verständlich, und der kleine vorlaute Offizier errötete über seine Zurückweisung. Mit Don Enrique trat aber auch der kommandierende Oberst heran und übernahm jetzt das Verhör; denn Sennor Rimas hatte ihm schon zugeflüstert, daß dieser Indianer nicht zu den Araukanern gehöre, sondern jedenfalls von der Otra Banda und einem der dortigen Stämme herübergekommen sei. Allein aber wagten sich diese Krieger nie über die Berge; ein Trupp seines Stammes mußte also in der Nähe lagern, und es war wichtig, darüber Aufschluß zu erhalten.

„Zu welchem Stamme gehörst du, Amigo?" redete ihn der Oberst unverweilt an. „Bist du ein Araukaner?"

„Nein", antwortete der Wilde, stolz den Kopf emporhebend; „meine Heimat liegt in der weiten Steppe drüben, mein Häuptling ist Jenkitruß, der Tapfere."

„Und was hat dich hier herüber zu uns geführt? Bist du gekommen, um Teil an dem Kriege zu nehmen? — Zu spät! Deine roten Freunde waren zu flüchtig, als daß wir ihren Fährten hätten folgen können."

„Die Pehuenchen führen keinen Krieg mit ihren weißen Nachbarn", sagte der Bote finster; „sie sind Freunde und haben weder Lanze noch Bolas gegen sie erhoben."

„Und was ist sonst dein Begehr?"

„Ich bin der Bote des Häuptlings und großen Kaziken der Pehuenchen, und komme in seinem Auftrag."

„Und was will dein Kazike von uns?"

Die Stirn des jungen Kriegers zog sich in Falten, sein Auge blickte düster auf den Sprechenden. Aber er kämpfte den aufsteigenden Unmut hinab, und mit ruhiger Stimme fuhr er nach kurzer Pause fort:

„Es ist Sitte bei uns, daß der Fremde vor dem Toldo (Zelt oder Haus) Nachricht über sich gebe; hat er das aber getan, dann führt man ihn in das Beratungszelt oder weist ihm eine eigene Hütte an, aber man läßt ihn nicht mehr unter freiem Himmel und vor den Augen der Neugierigen stehen."

„Ihr habt überhaupt wunderliche Gebräuche", erwiderte der Oberst, über die Zurechtweisung lächelnd; „einer ist jedoch auch, so viel ich weiß, daß ihr nicht unangemeldet den Frieden eines Hauses stören dürft und draußen — selbst bei dem Toldo des Geringsten, warten müßt, bis man euch eintreten heißt. Du hast das wohl vergessen, Amigo, als du mit deinem Pferd hier mitten zwischen die Unseren hereingeritten kamst, ohne daß dich jemand kommen sah, oder melden konnte. Wenn du von uns Förmlichkeiten verlangst, weshalb beobachtest du sie nicht selber? Kommen wir zu dir, oder du zu uns?"

Allumapus Auge blickte den Sprechenden düster an, endlich erwiderte er, nach dem Himmel hinaufdeutend:

„Von dort drüben ist die Sonne gerückt, seit ich vor eurer Pforte hielt und meinen Anruf herübersandte, aber er verhallte in der schallenden Musik wie im Rauschen eines Wasserbaches. Wenn ihr die Türen eurer Häuser heilig halten wollt, warum werden sie dann nicht von euren jungen Leuten bewacht?"

„Tretet mit ihm ins Haus, Sennor!" flüsterte Don Enrique dem Offizier leise zu, während Allumapus Augen mißtrauisch auf dem alten Mann hafteten. Was hatte der heimlich zu sagen, das er nicht hören durfte? Enrique Rimas aber fuhr wie vorhin fort: „Ich kenne die Sitte dieser Herren von der Otra Banda ein wenig. Es ist ein wildes, aber sonst ziemlich anständiges Volk, und immer besser, sie zu Freunden zu behalten."

Der Oberst schien nicht recht damit einverstanden; er war der Meinung, daß man am besten mit diesem braunen und diebischen Gesindel auskäme, wenn man so wenig als möglich Umstände mit ihm mache. Um aber bald zu hören, was der Bursche eigentlich von ihm wollte, denn das war vor allen Dingen nötig, und am Ende auch gut, daß er es zuerst allein erfuhr, nickte er seinem Gastfreund zu und sagte:

„Wir können's so machen und wollen ins Haus gehen. Komm, Amigo, und ihr andern laßt euch nicht stören. Es ist wahrhaftig nicht nötig, des Indianers wegen unser Vergnügen zu unterbrechen."

Nicht in bester Laune schritt er dem Indianer voraus. Was wollte der Pehuenche hier drüben, wo sie eben erst die Araukaner gezüchtigt und diese — denn wohin sollten sie auch anders — hinüber zur Otra Banda getrieben hatten. Daß sie ihre Nachbarn dort zur Hilfe und Rache aufstacheln oder doch wenigstens den Versuch dazu machen würden, ließ

sich denken. — Sollte ihnen das geglückt sein, und kam dieser Bursche in aller Frechheit hier zu ihnen her, um ihnen den Krieg anzukündigen? Aber das mußte sich ja bald zeigen. Wie sie den Saal betreten hatten, während er dem Musikkorps zuwinkte, seinen Tanz weiter fortzuspielen, wandte er sich zu dem ihm folgenden Eingeborenen und sagte finster:

„Nun, mein Bursche, jetzt hast du deinen Willen, — wir sind im Toldo. Jetzt aber auch heraus mit der Sprache! Was hat dich hergeführt?"

„Verzeiht, Sennor", unterbrach ihn da, ehe der Indianer nur auf die Frage antworten konnte, der geschmeidige alte Herr, der es für sein Teil wenigstens nicht mit den braunen „Nachbarn" verderben wollte, so weit er sich ihren guten Willen nämlich durch Höflichkeiten erhalten konnte, „wollen wir dem jungen Mann nicht erst etwas Speise und Trank . . ."

„Ich bitte Euch, Sennor, ihn erst meine Fragen beantworten zu lassen!" wehrte der Offizier ab. „Wir müssen vor allen Dingen wissen, woran wir mit ihm sind und wo seine Kameraden stecken; nachher hat er Zeit genug, an seine Pflege zu denken. Wir stehen hier noch im Felde."

Don Enrique war nicht ganz damit einverstanden. Die letzte Andeutung des Obersten schien ihm ebensowenig stichhaltig; denn „im Felde" befanden sich die Herren Offiziere nicht mehr, sondern sie konnten sich nur noch als seine Gäste betrachten, da das ganze Heer mit Sack und Pack schon abmarschiert und wahrscheinlich sicher und wohlbehalten in Concepcion angelangt war. Seine eigene Höflichkeit litt aber nicht, daß er widersprach, — die Herren Soldaten mußten ja doch wohl ihren eigenen Weg haben. Er zog sich deshalb auf die Veranda zurück, um dort mit seiner Tochter Irene Rücksprache zu nehmen, daß sie Wein und Kuchen, wie auch vielleicht etwas kräftigere Nahrung für den Eingeborenen besorge, sobald die Unterhaltung drinnen beendet sei.

„Nun, mein Bursche, hast du meine vorige Frage verstanden?" sagte der Offizier aufs neue. „Wo kommst du her, was willst du, und wo sind deine Kameraden?"

„Ihr fragt dreimal, Sennor!" lächelte der Wilde, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen. „In meiner Antwort liegt alles, was euch zu wissen not tut."

„Zu wissen not tut? Caracho!" fuhr der Chilene auf.

Allumapu hob abwehrend die Hand und sagte ruhig: „Ich komme aus den Bergen; mich schickt der große Häuptling Jenkitruß, der oberste Kazike des ganzen Pehuenchen-Volkes, der aus der weiten Pampas, unserer Heimat herübergekommen ist, in das Land der Araukaner."

„In der Tat?" rief der Offizier emporfahrend. „Um trotz aller Friedensversicherungen gemeinsame Sache mit unseren Feinden zu machen, he?"

„Um Frieden zu stiften zwischen dem weißen und roten Mann!" fuhr der junge Wilde fort.

„Um Frieden zu stiften?" lachte ungläubig der Chilene.

„Ich habe es gesagt," nickte der Indianer. „Nicht um zu kämpfen kommen wir, oder wir hätten das Land mit unseren Kriegern überschwemmt, und der Schlachtschrei wäre nicht so wohltönend zu dem Ohr der Weißen gedrungen, wie die Musik da draußen."

„Du drohst, mein Bursche?"

„Ich drohe nicht, ich rede nur die Wahrheit. In friedlicher und freundlicher Absicht kamen wir herüber, aber zu spät. Als wir in die Täler hernieder ritten, waren die Araukaner schon feige geflohen, und eure jungen Leute überschwemmten das Land und trieben die erbeuteten Herden vor sich her."

„Es hat allerdings nicht lange gedauert!" lachte der Oberst.

„Die chilenischen Krieger sind tapfer", sagte der Wilde ausweichend „Sie kamen in großer Zahl, und ihre Feuerwaffen tragen den Tod weiter und rascher als Bolas oder Lanzen. Sie kamen in der Nacht, wie der Puma auf seine Beute springt."

„Den roten Dieben war lange genug angekündigt, daß sie zur Rechenschaft gezogen würden. — Aber was hat das mit unserer Sache hier zu tun? Die Pehuenchen sahen, daß sie zu spät kamen, — gut, ich will glauben, das war der einzige Grund, weshalb sie die Berge überschritten: Frieden zu stiften, wie du sagst; aber da wir selber schon Frieden gestiftet haben, weshalb gehen sie da nicht wieder? Oder wollen sie sich in den araukanischen Wohnplätzen niederlassen?"

Dem jungen Krieger entging nicht der in den Worten liegende Spott des Weißen. Ein verächtliches Zucken spielte um seine Lippen, als er mit ruhiger Stimme erwiderte:

„Die araukanischen Wohnplätze sind niedergebrannt und ihre Frauen und Kinder obdachlos geworden. Die mächtigen Weißen haben einen vollen Sieg errungen, und die Frauen der Araukaner werden viel zu trösten haben in diesem Winter. Die chilenischen Krieger haben das Eigentum ihrer Feinde gründlich zerstört; aber in der Nacht schieden sie nicht das Gut von Freund und Feind, und deshalb schickt mich mein Häuptling, um zurückzufordern, was ihr, nicht wissend, wem es zu eigen sei — davongetrieben: die Pferde der Pehuenchen, die wir über die Berge herübergebracht und wieder mit zurücknehmen wollen."

„Hahahaha!" lachte der Oberst laut auf. „Das ist vortrefflich! Da ihr im Lande nichts mehr zu stehlen fandet, verlangt ihr jetzt, daß wir mit euch teilen sollen? Nicht übel ausgedacht! Und deshalb hat dich Jenkitruß herübergeschickt?"

„Die Pehuenchen stehlen nicht," sagte Allumapu, sich hoch und stolz emporrichtend, während seine Stirn sich in düstere, drohende Falten zog. — „Unsere Gesetze verhängen die Todesstrafe über den Dieb."

„Aller Ehren wert!" nickte der Chilene. „Es wird aber wohl nicht so genau genommen, denn der Begriff ist weit."

„Auch mein Weg ist weit," sagte der Indianer finster, der sich in in der ihm überhaupt unbequemen Sprache nicht auf einen Wortkampf einlassen mochte. — „Gib uns die Pferde zurück, die deine Krieger mit denen der Araukaner zusammen- und fortgetrieben haben, und wir kehren heim in unsere Pampas; wir wollen keinen Streit mit den Weißen, — wir haben Frieden und Freundschaft mit ihnen, — so sagt Jenkitruß."

„Und wieviel Pferde sind euch abhanden gekommen?" fragte der Offizier.

„Zweiundsechzig Stück," erwiderte der Pehuenche, „die wir mitgetrieben haben, um unsere Tiere zu wechseln und unser Gepäck zu tragen."

„Mehr nicht?" lachte der Chilene. „Wo sollen die jetzt stecken, und wer wollte sie herausfinden aus den übrigen?"

„Ich kenne sie alle," erwiderte Allumapu, „jedes Haar von ihnen."

„Das glaube ich, daß du dir die besten heraussuchen würdest!" nickte der Ofizier. „Ich habe nicht den geringsten Zweifel; aber daraus wird nichts. Niemand hat euch zu unseren Streitigkeiten über die Berge gerufen; ihr habt überhaupt hier hüben nichts zu suchen. Sind euch dabei Pferde wirklich abhanden gekommen, so wär's euer eigener Schade, und ihr mögt sie euch wieder in den Bergen der Araukaner zusammensuchen, dagegen habe ich nichts, — aber von den Tieren, die wir in Feindesland erbeutet, bekommt ihr kein Stück, das sage ich, — und wenn ihr euch deshalb auf die Köpfe stellt."

„Du weigerst dich, unser Eigentum herauszugeben?" fragte der Indianer, und sein Blick haftete mit dunkler Glut auf dem Weißen.

„Ich kenne euer Eigentum nicht und habe nichts damit zu tun. — Hast du noch sonst einen Auftrag?"

„Nein."

„Und wo liegen deine Freunde?"

„In den Bergen," erwiderte kurz der Wilde, der seinen Poncho zusammenfaßte, und sich zum Gehen rüstete.

„Aber wo, — in welchen? Weit von hier?"

„Wer kann sagen, wo die Pehuenchen hausen!" sagte Allumapu, als sich ein trotziges Lächeln über seine Züge stahl. „Heute sind sie hier, morgen dort; wie der Pampero *) fegen ihre Rosse über die Pampas. Es ist ein wildes, bewegliches Volk."

*) Orkanartiger Westwind.

(Fortsetzung folgt.)

Griechische Ruinen in Afghanistan.

Ein vergessener Kulturmittelpunkt im Hindukusch. Griechische Beeinflussung buddhistischer Bildwerke.

Von Ludwig Haßlinger-London.

Die Eroberung Kabuls durch Nadir Khan, die Erschießung des Usurpators Habib Ullah und die sonstigen Ereignisse der letzten Zeit lassen hoffen, daß Afghanistan nach mehr als einjährigem erbitterten Bürgerkriege wieder den Frieden findet, den es zu seiner Entwicklung so notwendig braucht. Vielleicht wird es dann auch möglich sein, die durch die Unruhen unterbrochene Ausgrabung und Erforschung einer der interessantesten vorderasiatischen Ruinenstätten fortzusetzen.

Es handelt sich hier um das Trümmerfeld von Hadda am Südhang des Hindukusch. Das weite flache Tal, aus dem die Berge wandartig aufsteigen, scheint früher reich besiedelt gewesen zu sein, denn augenblicklich sind fünfzig Ruinenstätten bekannt, von denen bisher vierzehn freigelegt werden konnten. Reste eines verzweigten Bewässerungssystems beweisen, daß die einstigen Bewohner Haddas das heute brach liegende Land fruchtbar zu gestalten und die im Frühjahr reißenden, im Sommer fast ausgetrockneten Gebirgsflüsse auszunutzen verstanden. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Gründung Haddas auf Griechen zurückzuführen ist. Aus der Beschaffenheit der dort gemachten Funde geht hervor, daß die Erbauer dieses einstigen Kulturzentrums nicht vor der Zeit Alexanders des Großen gelebt haben können. Da die Verfolgung des baktrischen Satrapen Bessos den mazedonischen Eroberer durch den Hindukusch, den damaligen Paropamisos, führte, so liegt die Wahrscheinlichkeit sehr nahe, daß auch Hadda dem großen Städtegründer seine Entstehung verdankte.

In der letzten Zeit der Herrschaft Aman Ullahs betraute die französische Regierung eine archäologische Expedition mit der Erforschung der Trümmerstätte. Die bisher gewonnenen Ergebnisse lehren, daß Hadda eine der reichsten und interessantesten Fundgruben versunkener griechischer und asiatischer Kultur darstellt. Die Grundzüge der in den Ruinen gefundenen Kunstwerke sind ausgesprochen griechisch. Man entdeckte Statuen, die ebenso gut in Attika oder in Jonien entstanden sein könnten. Dieser unverfälschte hellenische Stil scheint mindestens ein, wenn nicht mehrere Jahrhunderte geherrscht zu haben. Sicher waren die ersten Generationen der Bewohner Haddas Griechen, die sich entweder in genügend großer Zahl dort niederließen, um das heimische Element durch mehrere Geschlechter lebendig zu erhalten, oder die später stammverwandten Nachschub aus dem Seleuzidenreich bekamen, dem sie noch jahrhundertelang angehörten.

In dieser Zeit müssen neben den Bildwerken, die rein griechische Gestalten darstellten, auch diejenigen entstanden sein, die Scythen und merkwürdigerweise auch Gallier wiedergeben. Die scythischen Modelle sind ja erklärlich, weil Baktrien, das damalige nördliche Afghanistan, an das Gebiet der Scythen grenzte. Merkwürdig ist dagegen die Bekanntschaft mit den Galliern. Sie läßt sich nur mit dem Einbruch gallischer Wanderstämme über den Bosporus erklären, die sich um das Jahr 270 vor Christo in Kleinasien niederließen und als Galater später in den Nachbarvölkern aufgingen. Zweifellos muß damals noch eine engere Verbindung zwischen der griechischen Kolonie am Hindukusch und der Heimat am Aegäischen Meere bestanden haben.

Von nun ab macht sich der Einfluß des Ostens und das langsame Erlöschen des griechischen Grundelements bemerkbar. Als neue Erscheinung tritt nämlich der Buddhismus auf, der ja im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt in Indien die vorherrschende Religion wurde. Er hat, wie in Afghanistan auch aus anderen Anzeichen ersichtlich ist, dort neben der Zoroasterlehre der alten persischen Landesherren Fuß fassen können. Aus dieser Zeit, da der hellenische Einfluß in Hadda noch lebendig war und die Kunst in diesem Kulturzentrum am Hindukusch noch griechischen Linien folgte, stammen Bildwerke, die in ihrer Art einzig sind. Sie stellen eine Vermengung des griechischen Geschmacks mit der neuen buddhistischen Lehre dar. So wurde eine ausgezeichnet erhaltene Figur gefunden, die recht gut einen griechischen Heroen darstellen könnte, in Wirklichkeit aber einen Buddhisten wiedergibt, der dem neuen Gott in seiner Chlamys, dem typisch hellenischen Kleidungsstück, Blumen zum Opfer darbringt. Der ausgesprochen griechische Ausdruck des Gesichtes läßt vermuten, daß auch die damals noch in Hadda lebenden Hellenen die neue Religion annahmen. Andere Bildwerke, vor allem Gruppen, weisen neben männlichen Gestalten mit griechischem Einschlag, die schon die typische Beinhaltung der Buddhastatuen einnehmen, Frauen mit den Gesichtszügen, der Haartracht und dem Schmuck der Inderinnen auf.

Von nun ab verschwindet der griechische Einfluß immer mehr, um dem indischen Stil Platz zu machen. Anderen buddhistischen Heiligtümern entsprechend, wie sie im Gebiete zwischen Indus und Ganges entstanden, nehmen Bau- und Bildwerke jetzt weit größere Dimensionen an. Hervorragend in dieser Beziehung sind die Reste der Stupas, Gebäude, die Reliquien des Buddhakults aufnahmen. Die Grundbauten dieser Kultstätten bestehen aus massiven Quadern, die ein Quadrat bilden, dessen Seiten genau den vier Himmelsrichtungen zugewandt sind. Auf diesem einige Meter hohen Untergrunde wurde ein bis zu fünfzehn Meter hoher Dom errichtet. Eine Säule mit pilzförmigen Ornamenten, wie sie in dieser Anordnung bisher nirgends angetroffen wurde, krönte die Wölbung. Säulen schmückten auch die Außenmauern des Doms, und deren Kapitelle wiesen merkwürdigerweise wieder einen ausgesprochen korinthischen Stil auf. Die Zwischenräume wurden durch Buddhastatuen oder durch Reliefs ausgefüllt, die Szenen aus dem Leben des Religionsstifters darstellten. Leider ist keines dieser Bauwerke erhalten geblieben. Doch gestatten verschiedene Reliefs, die eine derartige Stupa abbilden, eine genaue Rekonstruktion. Äußerst interessant ist hier eine in einen Block eingemeißelte Darstellung einer Geistergestalt, die mit ihren einfachen und doch bewegten, fliehenden Linien wie den groben Gesichtszügen ebenso gut eine übermoderne Schöpfung sein könnte.

Die buddhistische Ära der weiteren Entwicklung und des Wohlstandes Haddas hat vielleicht acht Jahrhunderte gedauert. Chinesische Pilger, die Afghanistan in den Jahren zwischen 300 und 600 unserer Zeitrechnung besuchten, haben vom Reichtum der Stadt zu berichten gewußt. Nach dem Westen drang dagegen seit dem Zurückweichen des Seleuzidenreiches nach Kleinasien keine Kunde mehr von der verlorenen griechischen Gründung.

Seit dem siebenten Jahrhundert wird auch sonst Haddas keinerlei Erwähnung mehr getan. Da außerdem bisher nichts in den Ruinen gefunden wurde, das vom einstigen Vorhandensein mohammedanischer Einwohner zeugen könnte, so muß angenommen werden, daß Hadda um diese Zeit vom anstürmenden Islam zerstört wurde, der auch den Buddhismus über den Indus drängte.

Zweifellos werden die Trümmer, sobald die Umstände die Fortsetzung der begonnenen Arbeiten und die Auswertung der bisherigen Ergebnisse gestatten, noch manchen Aufschluß über die seit Alexander dem Großen bis zum zehnten Jahrhundert in Dunkel gehüllte Geschichte Afghanistans geben.

Hauser läßt sich nichts weismachen.

Münch erzählt gern. Hauser hört gern zu. Münch lügt gern ein bißchen. Hauser merkt so was nicht.

Erzählt da also Münch: „Gestern habe ich eine tolle Sache erlebt. Ich steige in die Straßenbahn, Linie sieben. Auf dem Perron steht ein Herr mit muskulösen Armen. Der Herr hat einen Disput mit dem Schaffner. Der Schaffner wird grob. Da faßt der Herr ihn so ein bißchen an den Oberarm, und im selben Augenblick sitzt der Schaffner in der Schaufensterscheibe von Kuks & Co.

Der Wagen fährt weiter. Die Fahrgäste laufen kalkweiß an. An der Haltestelle springt jemand ab, brüllt nach einem Schupo. Der Schupo kommt — und sitzt alsbald in der Schaufensterscheibe von Schnupf & Sohn.

„Donnerwetter!" staunt Hauser.

„Jawohl", fährt Münch fort. „Die Sache geht also weiter! In den nächsten zehn Minuten sitzen fünfunddreißig Personen in den Schaufenstern der Königstraße. Das Überfallkommando wird alarmiert; die Feuerwehr wird alarmiert. Aber der muskulöse Herr fängt jetzt allmählich an, wütend zu werden. Die Menschen fliegen nur so von der Straßenbahn. Maschinengewehre sausen über die Häuserdächer Ein Lastautomobil geht durch einen Faustschlag in Trümmer. Eine Dampfspritze zerquetscht der Kerl in der bloßen Hand, und schließlich fängt er an, das Pflaster der Königstraße aufzureißen, und mit den Kopfsteinen wirft er —"

„Haha!" unterbricht da Hauser. „Daß ich nicht lache! Jetzt fängst du aber an zu lügen!"

„Ich — und lügen?" entrüstet sich Münch. „Erlaube mal, wieso?"

„Na", sagt Hauser, und das Lächeln des Wissenden spielt um seinen Mund, „die Königstraße ist doch asphaltiert!"



□□ Bunte Chronik □□



* **Der Tote erinnert sich wieder.** Vor fünf Monaten traf ein schwerer Schlag die im englischen Nottingham lebende Familie James. Einer ihrer Söhne, der junge Arthur James, verschwand. Er hatte die Absicht geäußert, im Trent baden zu wollen. Als er am Abend nicht zurückkehrte, wurde nach ihm gesucht. Man fand bald seine abgelegten Kleider, konnte auch die Stelle ermitteln, wo er in den Fluß gesprungen war, doch er selbst blieb verschwunden. Jedermann mußte annehmen, Arthur James sei — vielleicht infolge eines Herzschlages — ertrunken. Vielleicht hatte sich seine Leiche im Schlinggewächs verfangen, vielleicht spülte sie der Fluß einst an das Ufer. Arthur James wurde auf jeden Fall aus der Liste der Lebenden gestrichen. Doch der Totgeglaubte lebte. Zigeuner, die am Trent entlang zogen, sahen ihn anscheinend leblos im Wasser treiben. Sie brachten ihn an das Land, und nach langen Wiederbelebungsversuchen kam der Gerettete zum Bewußtsein. Ein unerklärlicher Umstand wollte es aber, daß Arthur James das Gedächtnis verloren hatte. Er konnte seinen Rettern nicht angeben, wer er war, und wußte sich auch nicht daran zu erinnern, wie er ins Wasser kam. Da er sich zu schwach fühlte, um sich selbst überlassen zu werden, und weil die Zigeuner keine Zeit hatten, nach seiner Herkunft zu forschen, so luden sie ihn auf ihren Wagen und fuhren weiter. Als der Unbekannte sich erholt hatte, waren Tage vergangen. Die Zigeuner gaben ihm, was sie an Kleidern hatten — natürlich zerrissene alte Lumpen —, und der Namenlose wurde einer der Ihren. Fünf Monate lang zog er mit ihnen kreuz und quer durch England, zermarterte sein Hirn, um eine Antwort auf das „Wer bin ich?" zu finden, und doch kam er in seiner Erinnerung nie über den Zeitpunkt hinaus, da er zwischen den Zigeunern erwacht war. Eines Tages zogen die fahrenden Leute in East Kirby ein. Interesselos ging Arthur James durch die Vorstadt. Dann aber glaubte er, die Straßen zu kennen. Erregt blieb er vor einem Hause stehen. Plötzlich stellte sich das verlorene Gedächtnis wieder ein. Er stürzte in das Haus und stand vor einer älteren Frau: „Tante!" Die Dame sah den Landstreicher bestürzt an, dann erkannte sie ihn wieder: „Arthur, du lebst?" Von diesem Augenblick an erinnerte sich der Totgeglaubte wieder an die Vergangenheit, die vor dem verhängnisvollen Bade lag, und er kehrte zu seinen Angehörigen nach Nottingham zurück. Was aber von dem Zeitpunkt an geschah, als er damals in den Trent sprang, bis zum Augenblick, da ihn die Zigeuner retteten, ist unbekannt.

* **Das Schreckensmuseum des spanischen Königs.** Der englische Schriftsteller E. Graham, der sich auf Biographien fürstlicher Persönlichkeiten spezialisiert hat, ließ soeben ein aufschlußreiches Buch über König Alfons von Spanien erscheinen. Man erfährt aus seinem interessanten Werk, daß König Alfons in seinem Schloß in Madrid ein sogenanntes „privates Schreckensmuseum" eingerichtet hat. Es ist ein Museum, das den Erinnerungen an zahlreiche Attentate, denen der König von Spanien im Laufe seines Lebens ausgesetzt war, gewidmet ist. Mitten im Museumssaal, der nur intimen Freunden gezeigt wird, steht das Skelett eines Pferdes, das während des ersten Attentates auf König Alfonso, getötet worden ist. Es war am Hochzeitstage des Königs, da eine Höllenmaschine, in einem Bukett versteckt, gegen den Wagen des Brautpaares geschleudert worden ist. Man bewundert in diesem eigenartigen Museum auch eine Milchflasche, die mit vergifteter Milch gefüllt war und seinerzeit dem König zu seinem Frühstück serviert wurde. Dort liegt noch ein Revolver, den ein Anarchist in Paris gegen den Monarchen von Spanien gerichtet hatte. „War es nicht unheimlich", fragt ein Besucher, dem der König auf einem Gang durch das Museum als Führer diente, „plötzlich einen bewaffneten Attentäter vor sich zu sehen?" „Ach nein", erwiderte der König lächelnd, „es war doch nicht das erste Attentat, das ich erlebte. Für den Mann war es aber eine schwere Prüfung. Der Unglückliche zitterte am ganzen Körper und tat mir wahrhaftig leid".

* **Das Kriegsschiff als städtisches Kraftwerk.** Über ein eigenartiges Kraftwerk verfügt augenblicklich Seattle, die an der Westküste gelegene nördlichste Großstadt der Vereinigten Staaten. Dem städtischen Elektrizitätswerke drohte kürzlich infolge außerordentlich niedrigen Wasserstandes die Lahmlegung. In dieser Notlage wandte sich der Magistrat an das Marineamt in Washington und bat, dem vor Puget Sound liegenden Flugzeugmutterschiff „Lexington" die drahtlose Anweisung zu geben, nach Seattle zu fahren und sich der Stadt als Kraftwerk zur Verfügung zu stellen. Die „Lexington" besitzt nämlich elektrische Generatoren, die durchschnittlich 180 000 Pferdestärken erzeugen, im Bedarfsfalle aber können letztere auf 212 000 Pferdestärken gesteigert werden. Dieses würde für den Bedarf Seattles mit seinen rund 400 000 Einwohnern vollauf genügen. Das Marineamt kam dem Wunsche des Magistrats nach und die „Lexington" traf noch rechtzeitig genug vor Seattle ein, um das inzwischen still gelegte städtische Kraftwerk zu ersetzen. Freilich werden die Rechnungen über den gelieferten Strom infolge der Kohle als Krafterzeuger anstatt des billigen Wassers etwas hoch werden.

* **Das Pflichtgefühl des kranken Artisten.** Das Publikum spricht von Artisten stets nur mit einem leisen Unterton der Geringschätzung. Sie sind ja die Nachfolger der fahrenden Leute. Und doch wird man lange suchen müssen, um in der Masse der Menschen jemand zu finden, der das gleiche Pflichtgefühl aufweisen kann wie jener französische Jongleur, der kürzlich in das Marseiller Krankenhaus eingeliefert wurde. In Nizza sollte er zum letzten Male auftreten. Beim Üben mit der Partnerin, mit der er wie ein Ball spielte, verspürte er einen rasenden Schmerz im Leibe. Er ging zum Arzt. Dieser stellte einen fünf Zentimeter langen horizontalen Bauchmuskelriß fest: „Auftreten? Ganz unmöglich!" Doch den Jongleur rief Pflicht. Was sollte der Veranstalter beginnen, wenn er wenige Stunden vor der Vorstellung die beliebte Nummer streichen mußte? Nein, der Mann durfte nicht im Stich gelassen werden. „Rheumatische Schmerzen", beschied also der Jongleur den Unternehmer. „Selbstverständlich trete ich auf." Vierzehn Tabletten Aspirin schlugen den wahnsinnigen Schmerz nieder, und der Gürtel wurde über der Rißstelle straffer gespannt. Der Jongleur trat auf. Er wirbelte seine Partnerin durch die Luft, und das Publikum klatschte wie besessen Beifall. Dann mußte sich der Kranke lächelnd verbeugen, während ihm schwarz vor den Augen war. Ein paar Stunden Ruhe nur, dann ging es zur Bahn. In Marseille warteten doch die Leute auf das Auftreten des bekannten Jongleurs. Doch diesmal war die Natur stärker als der Mensch, und der Kranke brach zusammen. Im Hospital wunderten sich die Ärzte, daß ein Mann unter diesen Umständen sich überhaupt noch bewegen, geschweige denn Kunststücke ausführen konnte. „Die Pflicht verlangte es", meinte der Jongleur einfach und bereitete sich auf wochenlanges, unbewegliches Liegen vor. Die Anerkennung des Marseiller Publikums wird das erste Auftreten des Artisten nach seiner Genesung zum Triumph gestalten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.